Heinrich, der Tenor

Autor(en): **Heer, J.C.**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **194 (1915)**

PDF erstellt am: **11.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-374535

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

Hans Haggenberg, der tüchtige Wappenmaler und Bürger von St. Gallen.

Ist's dir noch so wohl Caspar Härteli wie einst auf Erden, als du in Lindau, deiner Vaterstadt, Bier getrunken und in St. Gallen so schöne Bilder gemalt hast? Ruhig! Der edle Aegid Tschudi schreitet vorüber. Die Vertreter des 17. und 18. Jahrhunderts blicken rückwärts. Ihr habt's gut gemeint, aber seid noch zu jung. In fünfhundert Jahren sind Tutilo, Sintram und Notker vergessen, dann hört man nur noch die Namen U. Fisch, Jodokus Metzler und J. B. Ruch.

Am Schlusse grüße ich den fleißigen Wappenmaler Wilhelm Hartmann. Du bist viel zu spät auf die Welt gekommen. In der stillen Klosterzelle hättest du deine hübschen Bildchen malen sollen. Das 19. Jahrhundert hatte für deine Arbeiten kein Verständnis mehr.

Nun rücken neue, unabsehbare Scharen an. Die Buchdrucker und die Urheber ihrer Werke sind's. Wer zählt sie, diese Legionen? Die vor 1520 tätigen Männer bilden die Vorhut. Amerbach und Froben aus Basel sind zu erkennen, Koberger und Pinter aus Nürnberg folgen, dann die Franzosen und Italiener.

Endlos sind die Reihen, die noch nachrücken. Lieber versenke ich mich in das Sternenheer des Firmamentes, als in diese Legionen der Bücherschreiber seit 1520 bis in die Gegenwart. Mir schwindelt's vor den Augen — —"

Langsam senkt sich das Teleskop. Die Aermchen vermögen dessen Last nicht mehr zu tragen, ein letzter Gruß gilt den Appenzeller Kalendermannen. Dr. F.

Heinrich, der Tenor.

Von J. C. Heer.

Der Regen fiel kalt und trostlos in die Herbstnacht. Der Wind jagte das raschelnde Laub um die rotflackernden Gaslaternen und hinab in den See, die Wellen klatschten schwarz und schwer an die Ufermauern. Da und dort spielte ein verirrter Widerschein des Lichts auf den gurgelnden Wassern. In der Ferne gegen die Stadt hörte man ein Droschkenrollen — einen Augenblick später war es stille.

Woran dachte ich, als er kam? — Ich weiß es nicht mehr. Auf einmal war er da, als sei er eine jener Treppen heraufgestiegen, die vom See auf die Straße führen.

Er ging einige Schritte vor mir; bei der nächsten Gaslaterne stand er still und bat mich um Feuer für die ausgegangene Cigarre.

Um Mitternacht gebe ich auf der Straße Fremden nicht mehr gerne Bescheid und der Mann schien mir wenig vertrauenswürdig. Tief ins Gesicht gedrückt trug er einen Schlapphut, die hohe, gedrungene Gestalt war etwas gebeugt, die Stimme rauh, mißtönig. So stand er vor mir. Doch dachte ich, es sei klüger, höflich zu sein als grob. Ich gab ihm das Gewünschte und wehrte sogar mit dem offenen Schirm den Wind, daß er ruhig anzünden konnte.

Das brennende Zündhölzchen leuchtete in ein blaurotes, verkommenes Gesicht, in dunkle unstäte Augen, deren Wimpern während des Anzündens beständig zwickerten. — Und doch erkannte ich ihn.

Heinrich, der Tenor! — Vor Ueberraschung fand ich kein Wort. Auch er hatte mich erkannt. Einen Augenblick staunten wir uns wortlos in das Gesicht.

Dann brüllte er auf wie ein Tier und stürzte sich fort in die Nacht. Ich wollte ihm nacheilen — ihm ein freundliches Wort sagen — zu spät! Neben einer Lache sah ich seine fortgeworfene Cigarre noch glimmen.

In der trostlosen Nacht zog sein schweres Schicksal an mir vorbei. Seine eigene Schuld, fremde Schuld.

Heinrich, der Tenor! — Einst ist dieser Unglückliche so heiß geliebt und beneidet worden, wie nur die Jugend einen Bevorzugten lieben und beneiden kann. Schon auf der Bank des Gymnasiums. Er war kein Schullicht, aber im Schmuck der werdenden Männlichkeit schön wie Adam.

Seine Stimme entwickelte sich zu einem Tenor von herrlicher Fülle und Weichheit. Die Mädchen, die hinter den Fenstervorhängen hervorguckten und erröteten, wenn er mit den Büchern die Gasse hinunterging, hatten für ihn den Namen „der schöne Heinrich" aufgebracht, später nannte man ihn mit Vorliebe „Heinrich, den Tenor".

Jedermann in der Stadt kannte ihn unter diesem Namen.

Man hatte erwartet, er würde Student werden. Die verschiedenen Burschenschaften zählten bereits auf den ritterlichen Jüngling mit dem hohen starken Wuchs. Da starb sein Vater. Ohne eine Spur von Resignation tauschte der schöne Junge den Cicero mit dem Ellstab und stellte sich hinter den Ladentisch. Das enttäuschte manches feine Mädchen. Die meisten aber waren entzückt, daß es nun eine so unverfängliche Gelegenheit gab, den fröhlichen Heinrich zu sehen. Das Geschäft erfreute sich eines erhöhten Zuspruchs und die jungen Kundinnen besuchten es um so lieber, als Heinrich keine ohne eine Artigkeit entließ.

Am artigsten war er mit Fräulein Ella, einem blutjungen Nachbarskind, das zum Zeitvertreib die Schneiderei betrieb. Sie war ein lebenslustiges, graziöses Ding, nicht ohne Mutterwitz, nicht ohne Koketterie. Aber auch diese Freundschaft war nicht verbindlich.

Heinrich war ein glücklicher lediger Mann, ein sehr geschätzter Mann mit einem leicht erregbaren hellen Lachen und einem aufrichtigen Wesen, wie es Gott und den Menschen gefällt.

Die Sänger bewarben sich um ihn wegen seiner schönen Stimme, die Schützen wegen seines zielsichern Auges, die Turner, weil er eine der kräftigsten, geschmeidigsten Gestalten der Stadt war, die andern Vereine, weil man sich in der Stadt überhaupt

keine Gesellschaft ohne den fröhlichen Heinrich denken konnte.

Wenn die Vereine zu einem vaterländischen Fest auszogen, so trug er ihnen — den Federhut auf dem Lockenhaupt, die Arme in langen weißen Stulphandschuhen, das gestickte Bandelier über der Brust — die wallende Fahne voran.

Und in allen Städten, wo er mit ihnen hinkam, fielen dem ritterlichen Mann mit dem blonden Vollbart die Zeichen der Frauenhuld von selber zu. Wenn er von der Festbühne herab mit dem Metallklang seiner biegsamen Stimme die Soli sang, so verwirrten sich die Gedanken der Ehrenjungfrauen, daß ihre Hände ihm kaum den silbernen Pokal reichen konnten. Alle Türen und alle Herzen standen ihm offen bis hinauf in die Familie des Landammanns.

Heinrich war eine zu einfache Natur, die leichten Siege auszunützen; er war gegen die Damen liebenswürdig, aber er eilte nicht, sich zu verheiraten.

So kam er bei den Männern in den Ruf, er verstehe den Vorteil seines Geschäftes nicht, sonst würde er es durch eine gute Partie auf eine breitere ökonomische Grundlage stellen. Und nachdem ihn die jungen Damen lange umschwärmt hatten, wurden sie müde. Sie behaupteten etwas verächtlich, Tenor Heinrich habe kein Feuer, er sei nichts als ein schöner Fisch.

Sie taten ihm Unrecht. Einmal wurde Heinrich, der sonst keinem Tierchen ein Leid zufügte, über die Maßen wild. Tobias Meyer, der verkniffene Buchhalter im Bankgeschäft Zelter & Cie. behauptete in einer Mitternachtssitzung, Ella, die schöne Schneiderin, sei nicht so zurückhaltend, wie es einem jungen Mädchen zieme. Da warf Heinrich ihm einen Zündhölzchenstein an den Kopf.

Natürlich war Tobias Meyer ein Verleumder; das artige Mädchen hatte seine Werbung zurückgewiesen.

Zwei Tage später flogen die Verlobungsanzeigen Heinrichs und Ellas in die Häuser. Man schmälte, man sagte eine Mesalliance voraus; aber er blieb gegen alle Anfechtungen stark.

Die junge Ehe war glücklich, denn wie Heinrich, so hatte Ella die Anlage sich zu freuen, auch kam bald eine kleine Elly dazu und schloß das Dreieck des Glücks.

Ein molliges Weib, das ihm nie langweilig wurde, ein Kind wie ein Sonnenstrahl, um dessen Gedeihen er zitterte — nun hielt es Tenor Heinrich an der Zeit, sich vom geselligen Leben zurückzuziehen. Er wollte sich ganz seinem Geschäft widmen, das merkbar gelitten hatte, seit die jungen Damen es vorzogen, ihre Stoffe anderwärts einzukaufen.

Allein heute waren die Turner da und versicherten, sie müßten beim Bundesfest in Wangental im Nationalturnen unterliegen, wenn ihr ehemaliger Vorturner in den Reihen fehle. Und am andern Tag kam der Präsident der Liedertafel und beteuerte bei der Vereinsehre, man würde von den Sängern der Nachbarstadt Männerfeld geschlagen, wenn er nicht die Solostelle der Cantate übernehme.

Herr Heinrich, der seine Vaterstadt liebte, hielt es in Hinsicht auf seine Vergangenheit für Pflicht, zu ihrer künstlerischen Ehre nach seiner Kraft beizusteuern, und Frau Ella, deren ganzes Wesen nach der Sonnenseite des Lebens neigte, freute sich im voraus auf den Festbericht im Stadtblatt, denn sie war stolz auf ihren Mann.

Nur zuweilen, wenn die Abendproben gar so lang dauerten, die Kerze verflackerte, klein Elly in gleichmäßigen Zügen atmete, und sie verschlafen nach der Hausglocke horchte, hätte sie lieber ihren Mann als die Erwartung auf einen schwungvollen Festbericht gehabt.

Nein, in der jüngsten Zeit waren die Abende nicht mehr so traulich wie früher. Heinrich hatte allerlei Geschäftssorgen, ja er versicherte, lieber ziehe er in eine andere Stadt, als sich weiterhin dem gesellschaftlichen Zwang zu unterwerfen, der ihn verhindere, seinen Laden zu pflegen. Mit Georg, dem Kommis, der in seiner Abwesenheit die Kunden bediente, sei es nicht getan.

Einmal erschrack Frau Ella. Sie war über dem langen Warten eingeschlafen. Als sie erwachte, sah sie, daß der große, starke Heinrich am Bettchen der kleinen Elly saß — blaß und tief bekümmert.

Geschäftssorgen! — Die beiden Gatten waren nun einig, daß die Vereine aufgegeben werden müssen, nur einen ehrenvollen Auftrag wollte Heinrich noch erledigen — schon um den äußern Schein zu wahren.

Auf einem nahen Schlachtfeld, wo auch einer seiner Ahnen im Freiheitskampf der Stadt gegen den übermütigen Adel gefallen war, sollte eine große Jahrhundertfeier mit einer Darstellung jener Schlacht stattfinden. Alle Gesellschaften aus der Stadt hatten Gruppen aus den Heeren der Kämpfenden übernommen und Heinrich wurde einstimmig zum Anführer jener gewählt, die den Auszug der Voreltern darstellten.

Er schlug aus; er wollte nur als gemeiner Hellebardenträger im Zuge mitgehen, aber er wurde von den Leitern der Veranstaltung mit Bitten bedrängt und zuletzt sagte er geschmeichelt und zornig zugleich über das viele Nötigen zu.

Nach historischen Bilderbogen wurde ein Ritterkleid für ihn ausgewählt, das an Schönheit alle andern überbot. Freilich, als er dem Komitee, dessen Kassier Tobias Meyer war, die Bankscheine dafür auszahlte, zitterte seine Hand, aber er beruhigte sich, das Kleid sei sein letztes Festgewand.

Strahlend, hochaufgerichtet ritt er wie ein Held der Vorzeit im Klange eines kriegerischen Marsches zwischen wehenden Bannern dem Zug der Bewaffneten voran. Die eisenbewehrte Hand am blitzenden Helm grüßte zu Ella empor, die in fraulicher Anmut lächelnd unter dem Fenster stand und den schimmernden Zug betrachtete. Klein Elly saß neben ihr und klatschte in die Hände.

Später fuhr auch Ella mit dem Kind nach der Feststätte hinaus und schaute von einem schönen Platze mitten unter den andern Bürgersfrauen der Stadt von einer Bühne herab dem glänzenden Schauspiel zu.

Sie sah, daß ein Mann mit jener roten Mütze, wie sie die Ausläufer des Bankhauses Zelter & Cie.

tragen, Heinrich ein Schriftstück auf das Pferd reichte, aber in der allgemeinen Fröhlichkeit und auf dem Heimweg ahnte sie nichts Böses.

Warum aber kam Heinrich früh am Abend allein in die Stadt zurückgeritten? — Er schwankte wie ein Betrunkener, war bleich wie der Tod und konnte sich kaum im Sattel halten. Er warf den Helm Frau Ella zu Füßen, schleuderte den Panzer von sich, daß die Wohnung erklirrte.

Und nun stöhnte er: „Tobias Meier, der Schuft! Diese Gemeinheit, mir gerade heute den Wechsel zu präsentieren, den Austräger damit zum Fest zu schicken. Es ist so viel Geld als die Rüstung gekostet hat. Nur vierzehn Tage Zeit und ich wäre nicht verloren, aber man wird sie mir nicht gönnen."

Ella weinte; aber dann lächelte sie plötzlich durch die Tränen hindurch. „Wozu hat man Freunde?" sagte sie. Und in einer schlaflosen Nacht berieten die Ehegatten, an welche unter den vielen sich zuerst wenden.

Ironie des Schicksals! In der farbigen Schilderung, welche das „Stadtblatt" vom Festspiel brachte, las man: „Der Name eines Mannes besonders schwebt heute auf aller Lippen. Er ist ein stolzer Zeuge, daß die reckenhaften Gestalten der Vergangenheit, auch der ideale Opfersinn nicht ausgestorben sind in unserer Stadt. Nennen wir ihn, wie ihn die Liebe, die Achtung der Mitbürger nennt. Es ist „Heinrich, der Tenor". — Und als man das frischgedruckt beim Frühschoppen las, ging Heinrich, der Tenor zum ersten Mal auf Borg.

Nach zwei Stunden kam er wieder heim, verstört, elend wie noch nie. Die beiden besten, wohlhabendsten Freunde hatten ihre Hand geschlossen gehalten, er war umsonst in Scham errötet vor ihnen — lieber wäre er gestorben, als zu einem Dritten zu gehen.

Der fröhliche Heinrich war ein Brüter geworden. Jene Freunde hatten im Grunde recht: Ein Vereinsbruder ist kein Associe.

Während er brütete, ging das Gesetz seinen Lauf, Tenor Heinrich erlebte einen ehrlichen Konkurs. Ein anderer, etwa der kluge Tobias Meyer, hätte sich in ähnlicher Lage gerettet, aber er? — den finanziellen Zusammenbruch ertrug er fast leichter als die Erkenntnis, daß die Luft faul sei, aus der er so viele Jahre den vollen Lebensatem gezogen hatte.

Es war die letzte Stunde im alten wohligen Nest. Da raffte sich Heinrich auf, stellte sich tröstlich vor Frau Ella hin und sagte: „Ein neuer Kampf auf neuem Boden! In Indien ist schon mancher ein reicher Mann geworden."

Frau Ella weinte, Heinrich blieb fest. Fort aus der in Gemütlichkeit und Geselligkeit verrotteten Stadt, fort in die Welt. Zwei, drei Jahre, vielleicht auch fünf wolle er im fernen Osten unter Entbehrungen ringen, dann heimkehren und über dem Ruin des alten Glücks ein neues bauen — ein stilles Glück ohne Banner und Fanfaren, ohne silberne Becher und Festberichte, ein Glück im Dreieck der Familie: Heinrich, Ella, Elly.

Als die Kleine ihren Namen hörte, schaute sie mit leuchtenden Augen auf und verlangte, die rosigen Händchen streckend, in seine Arme.

Da rüttelte das Abschiedsweh den starken Mann. Sein Kind! Er sollte die trippelnde Kleine im Frühling nicht spazieren führen durch das lichte Gehölz vor der Stadt, er sollte es nicht sehen, wie diese patzigen Händchen dereinst die ersten ungefügen Buchstaben auf die Schiefertafel malen — und wenn er zurückgekehrt, so wird es schon zu klug sein, um noch so süß zu plaudern wie jetzt.

„Komme, was kommen mag, bei dem Tag des Wiedersehens, auf den wir beide hoffen, bei deiner Seligkeit, hüte das Kind!" In jener letzten Nacht, die die Gatten zusammen verbrachten, sagte es Heinrich erregt. Und Frau Ella versprach es unter reichlichen Tränen.

In der Morgenfrühe schied er.

Nachdem sie das erste aufreibende Heimweh besiegt hatte, ging es Frau Ella ordentlich. Ihre feinen Hände fanden Arbeit genug für ein knappes Brot und von Monat zu Monat gab ein Brief von Heinrich die Würze zum Mahl. Zweimal kamen auch Geldsendungen, aber dann blieben sie aus.

Es ging ihm in Indien nicht so gut, wie er gehofft hatte. Die Briefe wurden seltener und kamen meist wieder aus einer andern Stadt, der Neubau des Glücks verzögerte sich. Er verzögerte sich um Jahre und Elly ging bereits in die Schule.

Wenn das Kind, das so schön war wie einst Heinrich, träumend neben der nähenden Mutter saß, sagte es: „Ich sehe einen Mann mit einem silbernen Hut und einem silbernen Kleid, er sitzt auf einem Pferd — ich glaube, es ist der Vater."

Dann seufzte Frau Ella; aber sie weinte nicht mehr. Die Sehnsucht nach ihrem Mann hatte sich langsam in einen Groll darüber verwandelt, daß er nicht wieder kam, daß er so selten und meistens kurz schrieb. Während die Not an ihre Türe pochte, gährte in ihr die unterdrückte Lebenslust.

Gegen Tobias Meyer, den Buchhalter, zwar, der zuweilen in die Vorstadt hinaus kam, um mit lauernden Augen zu sehen, wie es ihr gehe, bewahrte sie eine schöne Auflehnung. Aber immer häufiger verkehrte sie mit einer fröhlichen Nachbarin, die Ankleidegehülfin bei den Künstlerinnen des Theaters war. Wenigstens hören und sprechen wollte sie von den Freuden der Welt. Staunend hörte auch Elly den Reden zu, über das lustige Leben hinter den Kulissen.

Und eine Zeit kam, wo Frau Ella wünschte, Heinrich möchte nie, nie mehr zurückkehren, wo sie sich zurechtlegte, was sie ihm wohl antworten würde, wenn er plötzlich vor ihr stände und nach Elly fragte.

Drei Jahre hatte er nicht mehr geschrieben, zuletzt von einem Diggerfeld Australiens — einen müden Brief in einer müden, klotzigen Handschrift. — —

Eines Tages aber war Tenor Heinrich da. Mit einem späten Abendzug war er gekommen. Verwundert, doch wohlgemut wie ein Mann, der das Schlimme hinter sich hat, trat er auf den Platz vor dem Bahnhof. Riesengroße Gebäude waren rings umher entstanden und deckten den Raum, wo er in seiner Erinnerung einen großen Jugendspielplatz sah.

Jetzt kam ihm erst zum Bewußtsein, wie lange er über dem Meer gewesen. Fünfzehn Jahr. Ja, der Neubau des Glücks hatte sich sehr verzögert. — Jetzt stand ihm nichts mehr im Weg.

Sollte er Frau Ella und Elly noch in dieser späten Abendstunde aufsuchen? Sein Herz pochte höher vor Wiedersehensfreude, aber vielleicht schliefen sie schon. Und er hatte dort über Meer seine Wünsche zügeln gelernt.

Mächtig zog es ihn zu seinem Vaterhaus, wo er so schöne und so schwere Zeiten erlebt hatte. Er erkannte es kaum wieder. Die ehemaligen Geschäftsräume waren in eine prunkvolle bayrische Bierhalle verwandelt und Ströme des Lichtes fielen durch die hohen Fenster auf die Gasse.

Er trat in das Restaurant, er sah, daß die Stadt noch geselliger geworden war. In einer plötzlichen Anwandlung hätte er sich gern wieder einmal in der Heimatsprache unterhalten, aber er entdeckte kein bekanntes Gesicht, lauter Fremde. Und die Sprache mit den kräftigen Kehllauten tönte nur aus einer fernen Ecke durch ein Gemisch von Dialekten an sein Ohr.

Da griff Heinrich nach der ersten besten Zeitung. Das „Stadtblatt", die bescheidene Lokalzeitung von früher war zu einem halben Folianten ausgewachsen. Er las nicht, er dachte mehr; aber plötzlich sprang ihm ein Name in die Augen. Ellys Name. Er stand im Personen-Verzeichnis der Oper zusammen mit einer Pagenrolle.

Sein Kind beim Theater, die kleine, süße Elly. Nein — nein — es handelte sich wohl um eine Fremde, die zufällig den Namen seines Kindes als Pseudonym trug.

Er war aber doch neugierig und unruhig. War es seine Elly, so wachte wohl Frau Ella noch. Sie holte doch das Mädchen am Schluß der Vorstellung ab. Er konnte also beide diesen Abend noch sehen.

Er trank sein Glas rasch aus; aber er ging nicht ins Theater. Nein, er hatte sich das Wiedersehen mit der rosigen Elly anders vorgestellt. Im Komödiantengewand, die jungen Formen in ein Tricot gepreßt, den Blicken der Menge preisgegeben. So durfte sie nicht vor ihm erscheinen.

Er wollte Frau Ella und Elly — sollte der Theatername wirklich auf sein Kind gehen — an der Tür jenes Hauses treffen, das sie seit seiner Abreise in der Vorstadt bewohnten.

Nicht ohne Mühe fand er das kleine Haus, das ganz zwischen großen Neubauten eingeklemmt war.

Zwei Fenster des ersten Stockes waren hell erleuchtet. Dort wohnten sie. Vielleicht hatte es mit dem Theater doch seine Richtigkeit. Sie mußten aber jeden Augenblick kommen, die halbe Stunde war um, die man nach Theaterschluß brauchte, um in diese Gegend zu gelangen.

In diesem Augenblick erschien an einem der Fenster eine Frauengestalt. Sie spähte ins Freie als erwarte sie jemand.

Ella — kein Zweifel, sie erwartete Elly. Heinrich war das Herz zum Zerspringen voll, er wollte anläuten am Haus, er wollte hinaufeilen, sein Weib, das langentbehrte, in die Arme schließen. Aber ein Gedanke bannte ihn.

Sein Kind also doch beim Theater? — Warum holte Ella es nicht ab? — Diese Frage fraß und fraß in ihm.

Und als oben die Frauengestalt wieder erschien: „Warum kommt Elly überhaupt nicht?"

Auf den Türmen der Stadt hatte es längst Mitternacht geschlagen. Unschlüssig, seltsam und peinlich bewegt stand er da. Sollte er, seinem Weib so nahe, umkehren und in der Stadt übernachten?

Es war ihm so schwer, daß er wünschte, er wäre in Australien geblieben.

Da kam von fern durch die totenstillen Straßen ein Droschkenrollen — näher und näher. Der Wagen

bog mit seinen Lichtern in die enge Straße ein, wo Heinrich stand.

Und vor dem Häuschen hielt er still.

In diesem Augenblick öffnete sich hoch an einem Nachbarhaus ein Giebelfenster. Ein Schläfer, den das Rollen der Droschke geweckt hatte, rief in die Stille: „So, kommt sie endlich heim!"

Heinrich erschrack bis ins Innerste, der Zuruf klang so verächtlich aus der Höhe.

Eine schöngewachsene Dame stieg aus dem Wagen, ein junger Mann warf ihr durch den offenen Schlag nachlässig noch ein paar Kußhände zu, aber er wartete nicht einmal, bis jene die Türe aufgeschlossen hatte, sondern ließ eilig die Kutsche wenden.

Die Türe öffnete sich. Als die Dame wieder schließen wollte, hatte sich Heinrich in die Oeffnung gepreßt.

Und ein Wiedersehen kam, ein furchtbares Wiedersehen.

Fassungslos wie vor einem Gespenst wich Frau Ella vor seinem verzerrten und doch so wohlbekannten Gesicht in die hinterste Ecke des Gemaches zurück.

Er aber nahm sie mit seinen rauhen Diggerhänden beim Handgelenk und zog sie ganz nahe an den Tisch, so daß das Licht voll auf ihr Antlitz fiel.

Und sie festhaltend fragte er mit zitternder, verhaltener Stimme: „Hast du das Kind gehütet, wie du es bei den heiligsten Eiden versprochen hast in jener Nacht?"

Keine Antwort, ein entsetzliches Schweigen.

Er drückte die klammernde Hand noch fester um ihren Arm, daß sie aufschrie.

„Ist sie eine Dirne?" — Da warf sich die Tochter weinend zu seinen Füßen und rief ihn um Erbarmen an.

Er aber schleuderte Frau Ella gegen den Tisch, daß die Lampe klirrend zu Boden fiel. Dann zischten durch den dunkeln Raum die Kugeln seines Diggerrevolvers. Als er sie verschossen hatte, schlug er die Möbel zusammen, warf sie durch die prasselnden Fenster auf die Straße und wütete sinnlos, bis nichts mehr zu zerstören war.

In der Dunkelheit hatten die Frauen entfliehen können; über den Lärm waren die Nachbarn erwacht und eilten herbei. Sie nahmen den Wütenden fest.

Das war die Heimkehr Heinrichs, des Tenors.

Seither sind einige Jahre vergangen; aber Tenor Heinrich geht nicht wieder in die Welt, ein neues Glück zu bauen. Er torkelt von Schenke zu Schenke. Seine Frau ist gestorben. Nach seinem Kind fragt er nicht. Es floh noch in jener Nacht und ist verschollen. Vielleicht ist es unter angenommenem Namen eine große Künstlerin geworden, vielleicht ist es am Wege gestorben.

„So geht's, wenn man den Gesellschaften mehr Ehre erweist als dem eigenen Haus", sagt der kluge Buchhalter Tobias Meyer. Er sagt es, seit er wegen seiner Händelstifterei aus den meisten Vereinen ausgeschlossen worden ist.

Die alten, fröhlichen Kumpane aber, die einst auch gesungen und geschwärmt haben, sie erblassen, sie schweigen, wenn sie um Mitternacht aus der Schenke heimgehen und plötzlich aus einem Nebengäßchen hervor Heinrich schwankt — der schöne Heinrich — der fröhliche Heinrich — Heinrich der Tenor.

Er flieht mit einem Aufschrei vor ihnen, wie er vor mir geflohen ist.

Um die aufgeschreckten Erinnerungen zu beruhigen, würden sie ihm gerne helfen.

Allein diesem Mann kann nicht geholfen werden.

Was du nicht tust, wird auch sich strafen,
Nur Arbeit kann den Lohn erwerben.
Wer nicht gewacht hat, kann nicht schlafen;
Wer nicht gelebt hat, kann nicht sterben.

Rückert

Die Welt ist nicht aus Brei und Mus geschaffen,
Deswegen haltet euch nicht wie Schlaraffen:
Harte Bissen gibt es zu kauen;
Wir müssen erwürgen oder verdauen.

Goethe.